



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Plaudereien über Tagesfragen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ben zu besprechen; doch die angeführten genügen, um zu zeigen, wie der Philosoph von Ferney in seinen Erinnerungen lebte, und wie es wirklich ein Stück des achtzehnten Jahrhunderts ist, welches in diesen Zimmern ruht. J. J. Rousseaus Bild ist nirgends zu sehn in diesen Räumen: hat nicht die Abneigung der beiden Koryphäen der französischen Aufklärung einige Aehnlichkeit mit dem Zwiespalt zwischen Börne und Heine? wobei man freilich den verschiedenen Nationalcharakter in Rechnung bringen muß, um den Vergleich nicht allzu hinkend zu finden. So durchwanderte ich an einem verzeifelten Regentag die Zimmer von Ferney. Ich dachte an den „Feind des Vorurtheils, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit“ und an das „neue Licht,“ das er heraufführen wollte. „Les hommes éclairés, les amis de l'humanité“ sollten eine neue Weltordnung bilden, deren erste Grundlage die Zerstümmerung des Christenthums bildete. Die Welt hat in vielen Beziehungen eine Umgestaltung erfahren, das Christenthum blieb unzertrümmert. Die Stichwörter sind verklungen, und eine lange Reihe schwerer Kämpfe hat uns gelehrt, daß die Aufklärung nicht darin bestehen könne, daß man Licht und Leuchter zu Boden wirft. Wir glauben nicht mehr an die „philosophie profonde,“ die das vorige Jahrhundert in Voltaire bewunderte, nicht mehr an seine Verbesserungen Shakespeares,* nicht mehr an sein eignes poetisches Genie. Aber die Vertheidigung der Familie Calas hat ihm in dem Herzen des Menschenfreundes ein schöneres Denkmal errichtet als Pyramide und Urne aus grauem Marmor. Und mit dieser versöhnenden Betrachtung verlassen wir diese Grabstätte des achtzehnten Jahrhunderts. A. Henneberger.

Plaudereien über Tagesfragen.

1. Aus Leipzig. — Leipzig hat manche Seiten, die den Fremden höchst unangenehm berühren, und an die man sich auch im Lauf von Jahren nur schwer

* Eine Stelle aus Condorcet ist zu bezeichnend. Il nous avait appris le merite de Shakespeare et à regarder son théâtre comme une mine, d' où nos poètes pourraient tirer des trésors; et lorsqu' un ridicule enthousiasme a présenté comme un modèle à la nation de Racine et de Voltaire ce poète eloquant mais sauvage et bizarre et a voulu nous donner pour des tableaux énergiques et vrais de la nature ses toiles chargées de compositions absurdes et de caricatures degoutantes et grossières Voltaire a défendu la cause du goût et de la raison. Il nous avait reproché la trop grande timidité de notre théâtre; il fut obligé de nous reprocher d'y vouloir porter la licence barbare du théâtre anglais.

gewöhnt. Seine achtungsgebietenden Eigenschaften bleiben mehr verborgen. Eine derselben zeigte sich neulich bei der großen Calamität, die über die Stadt ausbrach. — Wenn in andern Städten oder Dörfern ein Unglück stattfand, so war nirgend eine so rasche Entschlossenheit, durchgreifende Hilfe zu leisten, als in Leipzig; wenn es einem gemeinnützigen, nationalen Zweck galt, stand Leipzig überall in erster Reihe. Aufopfernde Wohlthätigkeit, ganz im Stillen, ohne alle Ostentation, ist die charakteristische Eigenschaft Leipzigs, die man erst allmählig kennen lernt, über der man aber manches Unbequeme leicht vergißt. — Durch das neuliche Hagelwetter ist ein Schade angerichtet, von dem man sich auswärts kaum eine Vorstellung macht. — Der unmittelbare Schade an Fenstern, Dächern, Mauerwerk ist auf etwa 1 $\frac{1}{2}$ Million angeschlagen; dazu kommt die Zerflörung werthvoller Gegenstände im Privatbesitz, die man vorläufig noch schwer taxiren kann; die gänzliche Verwüstung der zum Theil mit schweren Kosten angelegten und erhaltenen Gärten. Schlimmer aber als das ist das Stocken der Arbeit, da vielleicht die Hälfte der minderbemittelten Familien eine Woche hindurch fast obdachlos waren.

Soviel wir sehen, hat man in den auswärtigen Blättern diese große Calamität ziemlich obenhin behandelt. Der Grund davon ist nicht Theilnamlosigkeit, sondern lediglich, daß der Leipziger, im stolzen Bewußtsein seiner eignen Kraft, es verschmäht, die Theilnahme Andern erregen zu wollen. Auch bei denen, die am härtesten betroffen sind, haben wir nur geringe Niedergeschlagenheit bemerkt; alles ist davon überzeugt, daß die Stadt durch eigne angestrenzte Thätigkeit sich in Kurzem erholen und den Schaden verwinden wird.

Das ist ein schönes Zeichen des starken und tiefgehenden Gemeingeistes, auf den unsre Stadt Ursache hat, stolz zu sein. Indem wir diesen Geist mit Freuden anerkennen, dürfen wir uns wol erlauben, auf einen großen Uebelstand hinzuweisen, der zwar vorläufig noch kein Unheil angerichtet hat, der aber bald abgestellt werden muß, wenn sich nicht üble Folgen daraus ergeben sollen. Wir meinen die Conflict zwischen Rath und Stadtverordneten, die seit einigen Jahren zur Tagesordnung gehören.

Beide Theile sind anerkannt patriotisch gesinnt, von dem besten Willen für die Stadt beseelt. Die Gesichtspunkte, die auf beiden Seiten angeführt werden, verdienen alle Beachtung. Es ist vom Rath löblich, auch das äußre Ansehn der Stadt ihrem innern Werth ebenbürtig zu machen, und daß er im Ganzen auf dem richtigen Wege ist, zeigt der glänzende Erfolg der neuen Promenaden. Es ist andererseits von den Stadtverordneten sehr richtig gedacht, daß überall das Nothwendige vor dem Wünschenswerthen den Vorzug haben muß. Aber in der Verfolgung dieser Gesichtspunkte ist mehrfach auf beiden Seiten gefehlt. Die Stadtverordneten haben mitunter vergessen, daß eine Stadt wie Leipzig nicht um einige hundert Thaler feilschen darf, wo es sich um wirkliche Verbesserungen handelt, und der Rath hat sich zuweilen nicht genug daran erinnert, daß das Vertrauen seiner Mitbürger das sicherste Fundament seiner Wirksamkeit ist, daß, um sich dieses zu erhalten, er sich auch wol einmal dem Unzweckmäßigen fügen kann, wenn ihm gütliche Ueberredung nicht gelingt. Es ist doch im Grunde das Verhältniß eines constitutionellen Staats, wo die Regierung zuweilen das entschiedne Gefühl einer bessern Einsicht und eines stärkern Willens unterdrücken muß, wenn es ihr nicht gelingt, sich dem Volk verständlich zu machen.

Denn was einigemal leider bereits vorgekommen ist, daß beide Theile einer höhern Entscheidung provociren, das könnte, wenn es sich öfters wiederholte, die Selbstverwaltung der Stadt, die so schöne Früchte getragen hat, in ernster Weise beeinträchtigen. Im Wesentlichen gehn beide Collegien von derselben Gesinnung aus; mögen sie sich hüten, im besten Willen von der Welt ihr gemeinsames Fundament zu untergraben! —

2. Schiller und Goethe in Berlin. — Ueber dem berliner Schillerfest schwebt ein eigenthümliches Mißgeschick. Schon die Feier selbst wurde durch ausschweifende Ideen auf der einen, durch unzeitige Einmischung der Staatsregierung auf der andern Seite, endlich durch lichtscheue Wühlereien so getrübt, daß Berlin, welches doch die erste Stadt Deutschlands sein sollte, an jenem Tage, der die gesammte deutsche Nation zu einem gemeinsamen schönen Gefühl der Erhebung vereinigte, unter allen Städten das unerfreulichste Schauspiel bot; daß es z. B. von Wien bei Weitem überflügelt wurde.

Nun aber die Nachwirkungen! — Daß an Stelle einer temporären Feier die gesammelten Geldmittel zur Errichtung einer Schillerstatue verwandt wurden, war eine Concession an die Wünsche der Regierung. — Damit ist aber die Regierung nicht zufrieden, sondern sie verlangt nun, nachdem der Platz für jene bereits abgesteckt ist, statt der Einzelstatue Schillers eine Doppelstatue Schillers und Goethes. — Warum? das bleibt dem gewöhnlichen Verstand verborgen. — Die Freundschaft der beiden großen Dichter ist eine schöne nationale Erinnerung, und daß man ihr auch in der Kunst ein Denkmal zu stiften sucht, ist vollkommen gerechtfertigt; es ist ja in Weimar schon geschehn. — Aber Schiller war doch auch ein ganzer Mann; so wie Goethe ein ganzer Mann war; der Eine kann vollkommen ohne den Andern bestehn. Schiller wäre ein großer Dichter geworden, auch ohne Goethe, und Goethe war es lange, bevor von Schiller die Rede war. Wenn man es unschicklich findet, den einen zu ehren, ohne zugleich des Andern zu gedenken, so ist das eine Beeinträchtigung jedes Einzelnen von ihnen, und zugleich eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Dichter, die denn doch auch zur Sache gehören. — Weit mehr z. B. als Goethe und Schiller beansprucht Lessing ein Denkmal in Berlin; denn an jenen beiden hat Berlin nur insofern Antheil, als es eine deutsche Stadt ist; ihrer Individualität nach hat es mit ihnen gar nichts zu thun; dagegen gehört Lessing recht eigentlich nach Berlin, nicht bloß weil er dort die wichtigste Phase seiner Bildung durchlebt hat, sondern hauptsächlich, weil er den spezifischen Geist Berlins in jener Periode veredelt und verklärt in die deutsche Literatur eingeführt hat.

Es ist also von der Regierung durchaus ungerechtfertigt, wenn sie die Richtung des Schillerfestes, das doch zunächst einem bestimmten Manne galt, durch ihre Einmischung verwirrt. — Da es aber einmal geschehn ist, sehn wir auf der andern Seite auch keinen Grund, hartnäckig auf der ursprünglichen Meinung zu bleiben. — Goethe ist nicht nöthig, um Schiller zu unterstützen, aber er schadet ihm auch nicht: wie in geistiger Beziehung jeder von beiden durch das ernste Studium des andern nur gewinnt, so ist es auch symbolisch zu fassen. — Die Einmischung politischer Betrachtungen ist eine leere Spielerei. — Für unsre Befreiung haben beide gleichviel gethan: sie haben das Ihrige dazu beigetragen, die Vorurtheile zu zerstreuen, den Verstand zu erhellen und das Herz zu erweitern; mit der politischen

Freiheit haben beide gar nichts zu thun. — Es ist also kein Grund vorhanden warum beide Parteien sich nicht friedlich einigen sollten.

Aber ein Punkt ist — nach der neuen Veröffentlichung — bei den Verhandlungen zur Sprache gekommen, den wir nicht mit Stillschweigen übergehn dürfen; ein Gedanke, der, wenn er zur Ausführung käme, Berlin vor den Augen der gesammten deutschen Nation prostituiren und lächerlich machen würde: der Gedanke nämlich, Schiller und Goethe in antiker Gewandung darzustellen! sonst passen sie nicht zur gesammten Decoration, zu den antiken Säulen des Gensdarmmeriemarkts, zu den kleinen Kirchen mit griechischem Vorbau! — Es ist nur ein Wunder, daß man nicht auf die Idee gekommen ist, die beiden Dichter nackt abzubilden, oder etwa mit Flügeln versehen, oder auf dem Pegasus reitend! Man möchte wirklich mitunter meinen, wir lebten noch zu Ramlers Zeiten! Nachdem der Realismus in der Bildhauerkunst hundert Proben der glänzendsten Art bestanden hat, die alle frühern phantastischen Einbildungen, die moderne Tracht sei nicht idealisierbar über den Haufen warfen, kommt man wieder auf die Idee des Popsstils! Um den Werth der beiden Stile zu ermessen, hat der Berliner nur vom Platz des Opernhauses auf den Wilhelmplatz zu gehen, von Blücher zu Schwerin. — Es ist kein unwichtiger Umstand, denn nicht bloß Preußen, sondern auch Berlin hat noch sehr nöthig, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen; und der Reichthum der Mittel allein thut es nicht.

Schiller und Goethe sind deutsche, vaterländische Dichter; durch deutsche, vaterländische Kunst sollen sie verherrlicht werden. Wir wollen sie sehn, wie sie waren, wie sie unter uns lebten, litten und wirkten, unser eigen Fleisch und Blut, nicht im Herrbild einer verschobenen Antike. Wie wir Lessing in Braunschweig sehn, wie sie selber bereits in Weimar. So nur werden sie im künstlerischen Abbild, was sie geistig durchaus sind: — unser eigen! —

3. Militärfragen. — Es sind in den letzten Tagen im Preussischen eine Reihe bedauerlicher Conflicte zwischen Militär und Civil vorgekommen, die man theils mit den neuen Militäreinrichtungen in Verbindung gebracht hat, obgleich sie damit gar nichts zu thun haben — sie kamen früher auch vor! — theils auf den specifischen Kastengeist des preussischen Heeres zu schieben sucht. Auch das letzte ist ungerecht: ist doch auch in Leipzig ein ähnlicher Conflict vorgekommen, obgleich wahrhaftig niemand dem leipziger Officiercorps einen exclusiven Kastengeist oder eine unfreundliche Stellung gegen den Civilstand Schuld geben wird.

Auch das ist eine falsche Wendung, daß man gegen das Tragen der Seitengewehre eifert. In Schenlocalen ist mitunter ein Bierglas oder ein Billardqueue eine nicht minder gefährliche Waffe als das Seitengewehr. — Das Bedenklichste bei der Sache ist die Erklärung eines höhern Officiers, nach welcher die Soldaten sogar bestraft werden sollen, wenn sie den Kampf nicht bis aufs äußerste fortsetzen. Bei der gewöhnlichen Bildungsstufe eines gemeinen Soldaten kann diese Weisung üble Folgen haben.

Eben das zeigt aber auf das einzige Mittel hin, den Conflict nach den Grundsätzen des wahren Rechts zu lösen: Aufhebung der exi mirten Gerichtsbarkeit; wenigstens für alle Fälle, wo ein Conflict zwischen Civil und Militär, bürgerlicher oder peinlicher Art stattfindet. Daß Schlägereien stattfinden, wird man nie verhüten,

aber der Bürger darf mit Recht verlangen, daß die Strafe bei beiden Theilen mit gleichem Maße gemessen wird.

Ein erlauchter Prinz hat auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das Verhältniß zwischen Officieren und Gemeinen inniger zu machen, und bei den Letztern nicht bloß die Dressur, sondern die moralische und intellectuelle Fortbildung anzuwenden, da nur der moralisch und intellectuell freie und dispositionsfähige Soldat den glücklichen Ausgang des Krieges verbürgt. Ebenso wichtig für den Erfolg eines Kriegs ist aber das gute Verhältniß zwischen Soldat und Bürger. Die Geschichte von 1806 soll nicht vergessen werden! —

4. Handwerker und Publikum. — In frühern Zeiten gab man den Geislichen und Beamten schuld, sie gingen von der Ansicht aus, Kirche und Staat wären um ihretwillen da, nicht umgekehrt. — Eine ähnliche Ansicht scheint der berliner Handwerkeritag haben geltend machen zu wollen. Aber das Gewerbegesetz ist doch nicht bloß um der Handwerker, sondern auch um des Publikums willen da, die Stiefel werden nicht für die Schuster gemacht, sondern für die, welche sie tragen.

Unter vielen andern sehr guten Wixen des Kladderadatsch hat uns am besten der Vorschlag in Bezug auf die teplitzer Zusammenkunft gefallen: Regierung, Institutionen, Finanzen u. s. w. auf ein Halbjahr zwischen Oestreich und Preußen abwechseln zu lassen; nach Ablauf dieser Frist werde durch allgemeines Stimmrecht die Einheit Deutschlands auf die einfachste und friedlichste Weise hergestellt sein.

Ähnlich möchten wir vorschlagen, das Publikum zwischen einer Stadt, in der lange Gewerbefreiheit, und einer, in der lange Zunftzwang herrschten, wechseln zu lassen. Die Entscheidung würde nicht zweifelhaft sein; wir sprechen aus Erfahrung.

Wo Zunftzwang herrscht, wird der Handwerker in seiner Sicherheit nicht bloß übermüthig gegen das Publikum, sondern was die Hauptsache ist, durch einseitige Bildung unfähig zu seinem eignen Werk. — Und so würde zuletzt auch der Handwerker für Gewerbefreiheit sein müssen; denn wenn es auch bequem ist, zu verdummen, so ist es doch auf die Länge nicht vortheilhaft. —

5. Von Gottes Gnaden. — In einer Kirche zu *** ist gegen den „kühnen Freibeuter“ Garibaldi gepredigt, und dabei wieder das Dogma des Königthums von Gottes Gnaden hervorgehoben worden.

Die modernste theologische Schule sollte doch einen Spruch nicht aus den Augen lassen: „Du sollst den Namen Gottes nicht unnütz führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht!“

Wenn man historisch ganz genau weiß, wie manche Staaten entstanden sind, durch Gaunerei, Gewalt, Ueberlistung u. s. w., nicht vor tausend Jahren, sondern gestern, heute, so erscheint es als eine Versündigung, in solcher Staatenbildung Gottes besondere Fügung zu sehn. Wenn damit aber nichts weiter gesagt werden soll, als daß Gottes Hand in allem thätig sei, also auch in der Bildung der Staaten, so ist damit eben nicht viel gesagt. Denn aus dem Mystischen überseht, heißt es nichts anderes als: la force est la loi! der neue Usurpator, der den alten stürzt, ist dann wieder „von Gottes Gnaden!“

Das schlimmste ist aber, daß durch solche Verallgemeinerung diejenigen Staaten leiden, die wirklich mit dem Volk aufs innigste verwachsen, die wirklich „von Got-

tes Gnaden“ sind. Die Treue der Unterthanen geht nicht aus einem abstracten Dogma, sondern aus den natürlichen Gewohnheiten der Liebe und Ehrfurcht hervor.

Die Kirche hat nicht selten darüber geklagt, daß die politischen Parteien sich in ihr Gebiet eindrängen, und gewiß sind diese Klagen vollständig zu rechtfertigen. Aber ist der entgegengesetzte Wunsch nicht ebenso gerecht? Sollte es für beide Theile, Kirche und Publikum, nicht erspriesslicher sein, wenn sich ihrerseits die Kirche um die Politik gar nicht kümmern wollte? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, steht geschrieben; und in der Anwendung: die Angelegenheiten der Staaten, ihre Entwicklung und Zerstörung, haben mit dem Katechismus nichts zu schaffen. —

Literatur.

Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung. Von H. Eschenhagen. — Berlin, Schotte. — Ein im Ganzen gemäßigtes und sachverständiges Urtheil. Die leidenschaftlichen Vorsehler des Plattdeutschen drücken sich zuweilen so aus, als wollten sie ihren Dialect als gleichberechtigt auch für die Schriftsprache neben das Hochdeutsche hinstellen; da doch das Plattdeutsche nicht unsere Entwicklung durchgemacht, keinen Goethe und Schiller gehabt hat. Viele von den modernen sentimentalen plattdeutschen Gedichten klingen wie aus dem Hochdeutschen übersezt. Für gewisse Zweige der Literatur dagegen eignet es sich vorzüglich, da es noch ganz seine sinnliche Frische besitzt, während unser Hochdeutsch noch immer Spuren davon trägt, daß es zunächst von den Predigern und Magistern cultivirt wurde. — Im Urtheil kommen wir mit dem Verfasser nicht immer überein; wir würden z. B. Frits Reuter eine relativ höhere Stellung anweisen. —

Ueber Theater und Musik. Historisch kritische Studien von Alfred Freiherr v. Wolzogen. — Berlin, Trewendt. — Aus verschiedenen Zeitschriften, namentlich der Allg. Z. wieder abgedruckt. Manches darunter (z. B. Adelheid Günther, Nadejda Bagdanoff und das moderne Ballet) kann wol nur ein vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen; dagegen sind die allgemeinen Bilder der deutschen, französischen und englischen Bühne sehr lesenswerth; im Einzelnen mag das Urtheil differiren, im Allgemeinen begegnet man dem Urtheil eines erfahrenen Kenners. Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich meist, und zwar polemisch, mit der sogenannten Zukunftsmusik, im Ganzen in der Richtung, die früher auch von den Grenzboten vertreten wurde. Das principielle Interesse an diesen Fragen hat sich seitdem abgestumpft: factisch hat sich Richard Wagner auf allen deutschen Theatern einen Platz neben Meyerbeer erobert, den er auch vollkommen verdient. Wenn etwas besseres an die Stelle tritt, werden auch diese Erscheinungen weichen; bis dahin wird man die künstlerisch edlere Richtung des Einen neben dem größeren Talent des Andern wol gelten lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.